

DIE ZUMUTUNG



Geld ist kein Tauschmittel

Manches Wissen wächst in verdammt hoch gelegenen Gebieten. Trotzdem sollte man sich hin und wieder dorthin aufmachen – auch, wenn es richtig anstrengend wird. Willkommen auf dem Pfad der Geldtheorie

Text **Niels Boeing**



Basislager

Gehen Sie erst los, wenn Sie die folgenden Grundlagen in Ihren Rucksack gepackt haben

Was ist nicht alles in Jahrtausenden über Geld gesagt worden. Es ist ein guter Diener und ein schlechter Herr, es macht nicht glücklich, aber es stinkt auch nicht. Fakt ist: Es geht jeden Tag durch unsere Hände. Seine Allgegenwart ist so selbstverständlich wie der Sonnenaufgang. Als Münzen begegnet es schon dem Kind, wenn es vom Taschengeld eine Kugel Eis kauft. Als Banknoten landet es an der Supermarktkasse oder in der Hand des Kellners im Restaurant. Als Buchgeld wird es von Konto zu Konto überwiesen, um Miete oder Urlaubsflug zu bezahlen. Doch ganz gleich, ob es als Metall, Papier oder Daten daherkommt: Wer es ausgibt, bekommt etwas dafür. Das Geld hat einen Wert, den man gegen Eis, Lebensmittel, Wohnen oder Reisen eintauschen kann.

Dieser Wert kommt nicht aus dem Nichts. Mit bunten Murmeln würde das Kind in der Eisdiele leer

ausgehen, und für 200 Musikdateien im Monat – die wie Buchgeld auch aus Daten bestehen – würde kein Vermieter seine Wohnung hergeben. Der Wert braucht einen Ursprung: den Staat, der Geld zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt hat. Jeder Kauf, jeder Kredit kann damit abgewickelt werden. Es steht dem Eisverkäufer frei, der kleinen Tochter eines Freundes auch für Murmeln eine Kugel zu geben. Legt ein anderer Kunde Geld auf die Theke, *muss* er es als Zahlungsmittel akzeptieren, die Murmeln *kann* er akzeptieren.

Geld als Zahlungsmittel hat in jedem Staat eine festgelegte Form – als Währung, sprich: als Euro, Dollar, Pfund, Yen, Rupien oder Pesos. Die werden im Auftrag des Staates von der jeweiligen Zentralbank herausgegeben. Wieviel sie wert sind, was man also für einen Euro oder einen Yen bekommt, ist eine vorübergehende Vereinbarung der Menschen, die sie benutzen. Einen objektiven Wert hat keine Währungseinheit, ob als Münze, Note oder Zahl auf einem Konto.



Erster Anstieg

Los geht's! Auf leichten Anhöhen begegnen Sie Erkenntnissen, die Sie ins Schwitzen bringen können

Der Rucksack fühlt sich nicht zu schwer an, der Gipfel erscheint in der klaren Morgenluft erfreulich nah, und kluge Köpfe haben den Weg gut ausgeschildert. Die Frage nach dem Wesen des Geldes wird gleich auf der ersten Tafel am Wegesrand beantwortet. Der schottische Philosoph Adam Smith hat sie 1776 aufgestellt. Der Mensch habe eine natürliche »Neigung zu handeln und Dinge gegeneinander einzutauschen«, schrieb er in *Der Wohlstand der Nationen*, das zur Gründungsschrift der Wirtschaftswissenschaften wurde. In einer arbeitsteiligen Gesellschaft, in der sich keiner mehr selbst versorgen kann, müssen die Menschen viele Dinge miteinander tau-

schen. Weil es mühselig ist, jedesmal zu überlegen, wieviele Äpfel gleichwertig mit einem Schuh, wieviele Meter Stoff für einen Zentner Mehl zu tauschen sind, erfanden sie das Geld als Zwischentauschmittel. »Die einzelnen Völker haben verschiedene Metalle zu diesem Zweck benutzt«, schrieb Smith. Damit konnten sie nun Äpfel, Schuhe, Stoff oder Mehl gegen Geld tauschen, das einen allgemeinen Wertmaßstab lieferte. Wo kein Metall gegossen wurde, verwendeten Menschen auch Salz, Muscheln oder Weizen als universales Tauschmittel.

Diese Beschreibung von Smith, dem Begründer der ökonomischen Schule der Klassik, hat zahlreichen Wissenschaftlern den Weg gewiesen. Die von dem Franzosen Leon Walras begründete Schule der Neoklassik

machte sich hundert Jahre nach Smith daran, den geldvermittelten Tausch auf dem Markt genauer zu untersuchen. Die Neoklassiker stellten sich einen ursprünglichen Markt vor, auf dem alle zunächst mühselig Dinge gegeneinander tauschten. Dann kam ein schlauer »Auktionator« und überzeugte die Händler, dass es einfacher sei, alle Waren im Verhältnis zu einem Standardgut, zum Beispiel Weizen, zu tauschen. Der Auktionator befragte nun permanent die Händler und rief dann »5 Äpfel für 1 Scheffel Weizen«, er bildete also Preise. Und zwar so lange, bis sich Angebot und Nachfrage für alle Waren die Waage halten. Weil Weizen verdirbt, ging man zu Metallen über. So kam das Geld in die Welt, und so lässt sich die Wirtschaft erklären.

Mit dieser Erklärung wollten die Neoklassiker den »Geldschleier« wegziehen; der liege über der Ökonomie und verhülle ein tieferes Verständnis ihres Wesens, hatte

sich der Franzose Jean-Baptiste Say beschwert, einer der Gefolgsleute von Smith. Denn ihnen war nicht entgangen, dass die Geldwirtschaft mit ihrem Kreditwesen sehr umtriebig und mächtig war. Die Antwort der Neoklassik: Unter dem Geldschleier liegt das Geld als neutrales Standardgut, das den Tausch enorm effizient macht. Nachfolgende Generationen von Historikern würden sicher noch Belege finden, wie der Übergang vom reinen zum geldvermittelten Tausch tatsächlich ablief.

Der Weg scheint nun klar vorgezeichnet, doch plötzlich taucht ein Warnschild auf. Die Entstehung von Geld aus der Tauschwirtschaft? »Nach allen verfügbaren ethnografischen Daten hat es das nicht gegeben«, stellt die Anthropologin Caroline Humphrey über 200 Jahre nach Smiths epochalem Werk fest. Der bisherige Weg führt offenbar nicht auf den Gipfel. Sie biegen auf den Trampelpfad neben dem Warnschild ab.



Am Steilhang

Atmen Sie tief durch: Es ist alles ganz anders, als sie dachten – aber Sie schaffen das

Wie ist Geld wirklich entstanden, wenn nicht aus dem Tausch auf dem Markt? Aus Schuldverhältnissen, Opferritualen und der Kriegsführung. Dass Smith und seine Erben auf dem Holzweg waren, sollte man ihnen nachsehen. Als sie ihre Überlegungen anstellten, lebten sie im Zeitalter von Kapital und Warenproduktion. Mit dem Anspruch der Wissenschaft versuchten sie, eherner Gesetze des Wirtschaftens aufzudecken. Gesetze, die für die Geschichte der Menschheit ebenso gelten wie die Gesetze der Physik für die Geschichte des Universums. Was Anthropologen, Kulturwissenschaftler und Historiker seitdem zutage gefördert haben, zeigt jedoch: Die neuzeitliche Welt des Kapitalismus hat mit früheren Gesellschaften wenig gemein.

Wenn in nomadischen Gesellschaften Dinge den Besitzer wechselten, geschah dies in Form von Gaben und ritualisierten Geschenken. Mit einem Tauschakt moderner Prägung haben sie nichts zu tun. In den ersten Staaten des Altertums bis zur beginnenden Antike um 800 vor Christus waren die Menschen den Herrschenden persönlich verpflichtet. Kein Bauer, kein Handwerker produzierte für einen Markt, sondern für das Gemeinwesen. Dessen politische Ordnung war zugleich auch eine religiöse, der König nicht selten ein Gott. In

den Tempeln mussten die Untertanen ihre Abgaben leisten. Umgekehrt verliehen die Tempel auch Saatgut, Schafe oder Ziegen, wenn die Bauern in einer Notlage waren. Die standen fortan in der Schuld, samt Zins, den es also schon seit über 4000 Jahren gibt, und wurden im schlimmsten Fall Schuldknechte. Auch Kaufleute liebten sich dort Handelsgüter. Solche im Wortsinne Schuld-Kontrakte wurden in Mesopotamien auf Tontafeln vermerkt. Der Handel war noch eine Randerscheinung. Auch aus China, Nordindien und Ägypten sind bereits vor 3000 Jahren solche Schuldverhältnisse überliefert.

Die Münze jedoch, als ein Symbol einer eingelösten Schuld, entstand erst im 6. Jahrhundert vor Christus: Im östlichen Mittelmeerraum. Während die nomadischen Kulturen der Steinzeit noch kein Opfer gekannt hatten, wurde es in den sesshaften Kulturen des Altertums zur Pflicht. Im Opfer lösten sie ihre »Schuld« gegenüber den Gottheiten auf: für den Eingriff des Menschen in die Natur«, wie die Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun schreibt. Die geopferten Rinder wurden in einem rituellen Mahl verspeist, das Fleisch an einem Obolos, altgriechisch für Bratenspieß, gereicht. Irgendwann zirkulierten Miniaturen dieser Spieße und wurden in Griechenland durch Münzen ersetzt. Diese Oboloi konnten, wenn sie den Besitzer gewechselt hatten, ihrerseits eingesetzt werden, um eine Opferschuld zu begleichen. Im

Wort »Geld« hat sich diese Vorstellung übrigens erhalten: Das altgermanische »gelt« bedeutet auch Opfer.

Ungefähr zur selben Zeit hatten auch die Könige von Lydien (in der heutigen Türkei) Münzen eingeführt. Hier ging es um eine Schuld der Könige gegenüber ihren Soldaten. Diesen gaben sie Münzen, anstatt sich direkt um die Verköstigung des Heeres zu kümmern. Das Volk wurde wiederum verpflichtet, seine Abgaben in Münzen zu leisten. Die bekamen sie von den Soldaten, die im Gegenzug Lebensmittel erhielten. Dieser militärisch inspirierte Münzkreislauf breitet sich rasant aus und entsteht etwa zur gleichen Zeit auch in Indien und China.

Was als Beschneidung für Schuldverhältnisse begonnen hat, verselbständigt sich also erst vor rund 2500 Jahren zu einem abstrakten Tauschmittel. Anders gesagt: Der Kredit kommt vor dem ökonomischen Tausch – der Münze. Nicht andersherum.

Auch hatte das Münzgold keineswegs einen »inneren« Wert. Es wird zwar anfangs aus reinen Edelmetallen geprägt. Dass es sich günstiger herstellen lässt, wenn man den Gold- oder Silbergehalt senkt, begriffen schon die Mächtigen der Antike. Seine Glaubwürdigkeit bekam es durch religiöse Symbole und Bildnisse des Herrschers, der die Münzen prägen ließ. Dann, im frühen Mittelalter, im 9. Jahrhundert, verschwinden die Münzen wieder weitgehend aus dem Alltagsleben – die Buchführung von Schulden jedoch nicht, also überlebt Geld nur als Wertmaßstab, um Schulden konkret zu beziffern. Wo nicht alte römische oder karolingische Währungs-

einheiten verwendet werden, rechnet man in Vieh oder, wie in Irland, auch schon mal mit Mägden. Einen Markt mit einer Güterproduktion im heutigen Sinne gibt es noch nicht: Die wichtigsten ökonomischen Beziehungen sind Abgaben und Verpflichtungen zwischen Fürsten und Leibeigenen.

Im 14. Jahrhundert verändert eine epochale Erfindung den Lauf der Geschichte: die Feuerwaffe. Sie revolutioniert nicht nur die Kriegsführung, sondern auch das Wirtschaften. Um ihre neuen Waffenarsenale aufzubauen, entdecken machthungrige Fürsten das Münzwesen wieder. Denn die sozialen Verpflichtungen der Feudalgesellschaft genügen nicht, um die nötigen Ressourcen an Metallen (für Waffen) zu mobilisieren. Überall in Europa boomt bald der Bergbau, und der Metallhandel wird immer wichtiger. Die Handelswechsel der Kaufleute – eine Art Schuldscheine – sind die Vorläufer des Papiergelds, das übrigens in China schon Jahrhunderte vorher bekannt ist. Die ersten neuzeitlichen Banken entstehen, etwa in den norditalienischen Stadtrepubliken, und finanzieren die kriegerischen Pläne der Herrscher mittels Kredit. Die kriegerischen Staaten führen Steuersysteme ein, ähnlich wie im östlichen Mittelmeer zu Beginn der Antike. Was Jahrhunderte als Abgabe, Geschenk oder Tribut in Naturalien oder Schuldbeziehungen geleistet wurde, wird nach und nach »monetarisiert« – also in eine Geldform überführt, wie der Marxist Robert Kurz betont hat. So entsteht bis zum 18. Jahrhundert, in dem Adam Smith seine Gedanken niederschreibt, erst das Geld in seiner heutigen Gestalt.



Auf zum Gipfel

Jetzt wird es zugig: Diese Theorie müssen Sie meistern, um auf der Höhe der Zeit anzukommen

Beim Blick zurück ins Tal könnte Ihnen durchaus schwindelig werden. Hat diese Vorgeschichte irgendeine Bedeutung für heute? Jetzt, in unserem Alltag, funktioniert Geld doch wirklich wie ein Tauschmittel. Welche Rolle spielt es, ob zuerst der Tausch oder die Schuld, die Schulden da waren?

Wenn Sie einen Geldschein aus der Tasche nehmen, haben Sie nicht einfach nur Papiergeld in der Hand – sondern einen Schuldschein. Auch heute noch. Auf dem US-Dollar ist das noch ausdrücklich vermerkt: »*This note is legal tender for all debts, public and private*«, steht dort, diese Note ist gesetzliches Zahlungsmittel für

alle Schulden, öffentliche und private. Im heutigen zweistufigen Bankensystem (es gibt die Zentralbank – für die Geld- und Währungspolitik eines Währungsraumes zuständig – und die Geschäftsbanken) wird Geld nach wie vor als Kredit geschöpft, scheinbar aus dem Nichts. Wenn die Zentralbank den Geschäftsbanken »richtiges« Geld in Form von Noten gibt, tut sie dies gegen Zins. Die Geschäftsbanken müssen der Zentralbank dafür Sicherheiten hinterlegen. Das sind in der Regel Wechsel, können aber auch Staatsanleihen sein. Die Geschäftsbanken wiederum können ebenfalls Geld schöpfen: Sie verleihen Geld, das Firmen und Personen bei ihnen deponiert haben. Einen Teil des deponierten

Geldes müssen sie in Zentralbankgeld, also Banknoten vorhalten. Den Rest können sie als Buchgeld verleihen. Dass in diesen Krediten weiteres Geld geschaffen wird, liegt daran, dass es zum größten Teil eben nicht aus Zentralbankgeld besteht. Dieses Geld besteht nur noch aus Zahlen in der Buchführung, in den Aktiva und Passiva der Bank. Das gesamte Bankensystem würde zusammenbrechen, wenn alle am selben Tag ihre Einlagen als Banknoten zurückhaben wollten. So viele Banknoten gibt es schlicht nicht. Das Buchgeld existiert nur in Form von Daten.

Weil beide, Zentralbankgeld und Buchgeld, als Kreditbeziehungen entstehen, gibt es ein Problem: Am Ende der Laufzeit des Kredits muss wegen des Zinses mehr zurückgezahlt werden, als genommen wurde. Wo kommt die Differenz her? Sie muss verdient werden – auf dem Markt. Irgendetwas muss dort verkauft werden, um im besten Fall mehr Geld reinzubekommen, als man sich geliehen hat.

Für den Schweizer Ökonomen Hans-Christoph Binswanger entsteht genau hier der Wachstumszwang des modernen Kapitalismus. Es gibt nie genug Geld, um alle Forderungen, die in der Welt sind, auf einmal zu begleichen. Es muss weiteres Geld im Kreditakt geschöpft werden, und die Produktion von Waren und Dienstleistungen muss weiter wachsen. Weil das Ganze aber, wie böse Zungen sagen, durchaus einem Kettenbriefsystem ähnelt, wird der Tag nie kommen, an dem sich alles in Wohlgefallen auflösen ließe.

Die ökonomische Maschine muss immer weiter und heißer laufen. Mit ihrem Ressourcen hunger ruiniert sie den Planeten und produziert regelmäßig Kreditblasen, die platzen und Gesellschaften in die Krise stürzen.

Diese Kredittheorie des Geldes, wie man sie nennen könnte, schält sich seit einiger Zeit aus vielen wissenschaftlichen Arbeiten immer deutlicher heraus. Das ist doch der Gipfel, werden Sie vielleicht sagen. Ja, das ist er. Gratulation, Sie sind oben angekommen. Und die Luft ist verdammt dünn. Wie geht es nun weiter?

An Überlegungen mangelt es nicht. Einige sagen, man müsse Geld wieder durch Gold decken. Dann habe es endlich einen eigenen, inneren Wert, und die Banken könnten es nicht einfach aus dem Nichts erschaffen. Leider ist die Menge allen Goldes, das im Lauf der Geschichte abgebaut wurde, so gering, dass eine Unze lo-

cker eine Million Dollar wert sein müsste. Zurzeit bewegt sich ihr Preis bei 1250 Dollar. Hinter der Vorstellung eines »echten« Geldwerts steckt allerdings die Illusion, Geld sei tatsächlich ein neutrales Tauschmittel. Ein solches müsste überhaupt erst einmal erfunden werden.

Andere, darunter Binswanger, plädieren für »Vollgeld«. Das bedeutet, dass die Geschäftsbanken kein Buchgeld mehr schaffen dürfen. Die Einlagen aller unserer Konten müssen als Zentralbankgeld, als Banknoten in Tresoren aufbewahrt werden. Damit, hofft etwa Binswanger, ließe sich die ruinöse Wachstumsspirale zu stoppen. Das Zentralbankgeld selbst wäre aber immer noch Kreditgeld.

Experimente wie die Digitalwährung Bitcoin setzen anders an. Bitcoins entstehen nicht in Kreditakten, sondern in aufwändigen Rechenprozessen in Computern. Die Gesamtmenge ist auf 21 Millionen beschränkt und wird erst im 22. Jahrhundert erreicht. Banken werden hierfür nicht mehr benötigt. Dass die Geldschöpfung im Computer *Mining* genannt wird, verweist noch auf das Schürfen von Gold und Silber. Die – bis heute nicht bekannten – Bitcoin-Schöpfer haben jedoch begriffen, dass der Wert einer Währung eine Vereinbarung ist und objektiv nicht existiert.

Dass die Bitcoin-Idee mit Plänen zusammenfällt, das Bargeld abzuschaffen, ist vielleicht kein Zufall. Der Ethnologe David Graeber vermutet, dass die Gegenwart weltgeschichtlich der Anfang einer neuen, fünften Phase sein könnte, in der es kein Münzgold mehr gibt – so wie im Altertum und dann wieder im Mittelalter. Die Antike und die Neuzeit waren von Geld geprägt, das man in die Hand nehmen konnte, und sie kannten auch die Rechtsform des Eigentums, eine wesentliche Voraussetzung für eine Marktökonomie. Altertum und Mittelalter waren hingegen von feudalen Abhängigkeiten zwischen Herrschenden und Untergebenen geprägt. Eine neue feudale Phase ist keine schöne Aussicht.

Niels Boeing wurde während des Physik-Studiums in den 1990ern von einem VWL studierenden Freund auf den Streit um das wahre Wesen des Geldes aufmerksam gemacht. Die Frage hat ihn nicht mehr losgelassen. Geld ist ihm suspekt.



Unsere Bergführer:

Christina von Braun erforscht an der Humboldt-Universität in Berlin die Kulturgeschichte des Geldes. **Hans Christoph Binswanger**, Professor emeritus an der

Universität St. Gallen, kritisiert Naturvergegnenheit und Tauschparadigma der heutigen Volkswirtschaftslehre. Die Bremer Wissenschaftler **Gunnar Heinsohn** und **Otto Steiger** (+ 2008) legten 1996 eine »Eigentumstheorie des Geldes« vor, ein neues Paradigma der Ökonomie.

David Graeber hat an der London School of Economics die 5000 Jahre alte Geschichte der Schulden zusammengetragen. Der marxistische Theoretiker **Robert Kurz** (+2012) zeigte in seinem letzten Buch, dass auch viele Kapitalismuskritiker Geld bis heute nicht verstehen.